„Auszurichten an das Volk“

Christian Schad

Sieben Perspektiven für die pfälzische Kirche als Volkskirche im Wandel

Die Kirchen in Deutschland, auch die Evangelische Kirche der Pfalz, befinden sich gegenwärtig in einer Umbruchsituation. Sie werden kleiner, ärmer und älter, weil sie Teil einer dramatischen demografischen Entwicklung sind. Bezogen
auf das Gebiet unserer Landeskirche, wird es bis zum Jahr 2030 vermutlich 100.000 bis 150.000 Protestanten weniger geben. Wir werden dann nur noch zwischen 450.000 und 500.000 Mitglieder haben. Diese Entwicklung wird sicher regional unterschiedlich verlaufen und in Stadtgemeinden anders aussehen als in ländlichen Regionen. Aber im Durchschnitt werden wir in 20 Jahren doch zwischen 17 bis 25 Prozent weniger Gemeindeglieder haben als heute. Das wirkt sich unmittelbar auf den landeskirchlichen Haushalt aus. So werden die Einnahmen aus den Kirchensteuern ihrer Mitglieder in der Evangelischen Kirche der Pfalz in den kommenden Jahren sinken. Für die kirchliche Arbeit werden weniger Mittel zur Verfügung stehen. Überall und verstärkt ist mit Sparzwängen umzugehen. Dies darf uns aber nicht den Blick verstellen für gegenläufige Entwicklungen. In unserer Region sind 80 bis 85 Prozent der Menschen Mitglieder in einer der beiden großen Kirchen. Nahezu drei Viertel der Deutschen rechnen damit, dass Religion ein wichtiges Thema bleibt, ja sogar an Bedeutung gewinnt. Wo vorausgesetzte, selbstverständlich weitergegebene Orientierungsmuster und Normen weggebrochen sind, entsteht nicht nur eine neue Suche nach Sinn und Vergewisserung, sondern auch eine neue Aufmerksamkeit für Religion und Kirche. So befinden wir uns schon heute in einem Spagat, der sich in Zukunft noch verstärken wird: Während die faktischen Handlungsmöglichkeiten der Kirche zurückgehen, weil ihre finanziellen Spielräume enger werden, wächst zugleich die Nachfrage nach geistlicher Orientierung, die von ihr ausgehen soll.

In einer solchen Situation liegt es nahe, sich auf sich selbst zurückzuziehen und in den Kreis enger Vertrautheit zu flüchten. Doch wer diesen Weg einschlagen will, übersieht, dass die Kirche von Anfang an einen besonderen öffentlichen Auftrag hat. Die Barmer Theologische Erklärung von 1934 hat ihn präzise auf den Begriff gebracht: *„Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.“* Ein großer Satz!

Die Freiheit der Kirche gründet nicht in ihrer institutionellen Sicherung, sondern in ihrem Auftrag. Dass sie sich als „Volkskirche“ versteht, hat seinen Grund nicht darin, dass sie das ganze Volk durch Kindertaufe und Kirchensteuer sicher an sich gebunden hat, sondern dass sie allen Menschen die Botschaft von Gottes freier Gnade schuldet. Auch wenn unsere Kirche sich in der beschriebenen Weise verändern wird, bleibt sie dennoch „Volkskirche“, sofern wir diesen Begriff nicht quantitativ, sondern qualitativ als Leitvorstellung verstehen, der ihr Ort und Funktion in der Mitte der Gesellschaft zuweist.

Wie also kann Kirche auch in Zukunft ein Ort sein, wo Menschen Halt und Orientierung finden? Wie muss das Evangelium kommuniziert werden, dass es Resonanz hervorruft und Neugier erzeugt, dass es Zeitgenossen als Lebens-Gewinn einzuleuchten vermag?

Sieben Perspektiven sind dabei meines Erachtens unverzichtbar:

Erstens:

Vielfalt gestalten. Die Gottesfrage öffentlich wach zu halten, das ist die Aufgabe der Kirche! Für mich bedeutet das: auf Menschen zuzugehen, sie wahrzunehmen, sich auf sie „Auszurichten an das Volk“ *einzulassen und dabei den christlichen Glauben ins Gespräch zu bringen. Entscheidend wird sein, ob und wie wir die Vielfalt der Begegnungen auch in Zukunft ermöglichen und intensivieren können. Schaffen wir glaubensfreundliche Räume für Menschen mit unterschiedlichen Lebensstilen, Denk- und Glaubensweisen? Stehen unsere Türen offen, auch für Ungeübte, für suchende und zweifelnde Menschen, für Kirchenmitglieder und für die, die es werden könnten? Meine Leitvorstellung, missionarisch Volkskirche zu sein, versucht, zweierlei miteinander zu verbinden: einerseits die volkskirchliche Orientierung an den unterschiedlichen Lebenswelten der Menschen, auch die Offenheit für unterschiedliche Frömmigkeits- und Bindungsformen in der Kirche, und andererseits die missionarische Auftragsbindung, zu den Menschen gesandt zu sein, damit diese glauben und ihren Glauben auch ausdrücken können.*

Zweitens:

Glauben weitergeben. Kirche lebt von auskunftsfähigen und auskunftsbereiten Christen. Die größte Herausforderung sehe ich darin, ob wir in der Lage sind, den Glauben an kommende Generationen weiterzugeben, also Familien zu unterstützen und Kinder und Jugendliche im christlichen Glauben zu beheimaten, mehr noch: sie in Liebe anzunehmen, sie zu fördern, ihnen Rückhalt zu geben in schwieriger Zeit. Kirche ist Verantwortungsgemeinschaft zur Weitergabe des Glaubens! Auch deshalb haben für mich Kinder-, Jugend- und Familienarbeit Priorität. Glaubenswissen ist Teil des Orientierungswissens. Es geht um die Pflege des kulturellen Gedächtnisses, das unerlässlich dazu gehört, wenn von einem ganzheitlichen Bildungsverständnis die Rede ist.

Drittens:
Glauben verantworten. Als evangelische Kirche wollen wir an dem reformatorischen Bündnis von Glaube und Bildung festhalten und es in Zukunft noch weiterentwickeln. Wir tun das in der Überzeugung, dass Bildung unvollständig ist, wenn sie nicht die Dimension des Glaubens mit einschließt, und umgekehrt christlicher Glaube unbegriffen bleibt, wenn er nicht verantwortet und verstanden und also auf der Ebene der Bildung artikuliert wird. Wir haben hier als Kirche ganz elementare Aufgaben, die im Kindergarten und Kindergottesdienst ansetzen, die Konfirmanden- und Jugendarbeit, aber auch den Religionsunterricht an öffentlichen Schulen neu würdigen. Faktisch ist heute der Religionsunterricht für die meisten Schülerinnen und Schüler die einzige länger dauernde Gelegenheit in ihrem Leben, um die christliche Glaubensüberlieferung kennen zu lernen. Er ist quantitativ und oft auch qualitativ der wichtigste Ort der Thematisierung von Religion. Deshalb ist mir sehr daran gelegen, dass wir hier auch in Zukunft unsere öffentliche Bildungsverantwortung wahrnehmen.

Viertens:
Kirche sein für andere. Neugierig auf Kirche sind Menschen heute vor allem, weil sie neugierig sind auf helfenden Glauben, weil sie Zutrauen haben zu einer seelsorglichen und diakonischen Kirche. Es ist sicher einer unserer größten Aktivposten, dass wir die Chance hatten, Diakonie so auszubauen, wie es in den letzten Jahrzehnten gelungen ist. Aber zu wünschen ist, dass in der Diakonie deutlicher zum Leuchten kommt, inwiefern sie eine Ausdrucksgestalt des christlichen Glaubens und nicht nur ein Beitrag zum Funktionieren des Sozial- und Wohlfahrtsstaates ist. Im Kern geht es mir darum, den inneren Zusammenhang von Kirche und Diakonie wiederzuentdecken, auch darum, die Frage zu beantworten, worin der Mehr-Wert diakonischer Arbeit liegt. Ich will ihn als „haltende Kultur" bezeichnen, in der etwas aufleuchtet von der Parteinahme des Evangeliums für die Schwachen – und wo etwas zu spüren ist von der Barmherzigkeit als Kraft, aus der den Hilflosen Würde zukommt und sie wieder aufatmen können.

Fünftens:
Kirche sein in der Nähe der Menschen. Kirchliches Handeln ist vorrangig Beziehungsarbeit. Es ereignet sich in Menschennähe, oft in unmittelbarem Kontakt von Angesicht zu Angesicht. Kirche lebt zentral von den unterschiedlichen Menschen, die sich im Nahbereich der Gemeinde an die Geschichte des christlichen Glaubens erinnern, ihn auf vielfältige Weise pflegen, feiern, praktizieren und ihn seelsorglich, diakonisch, singend und verkündigend weitergeben. Nach wie vor sind die Kirchengemeinden der Wurzelgrund protestantischer Identität: „Pflanzstätte(n) evangelischen Glaubens und Lebens", wie unsere Kirchenverfassung sagt, im Miteinander der Generationen und der unterschiedlichen Art der Beteiligung. Nicht Zentralisierung, nicht Rückzug aus der Fläche, sondern die Erhaltung und Stärkung lokaler Präsenzformen des Christlichen sind darum für mich das Gebot der Stunde. Um die Aufgaben, die sich hier stellen, sinnvoll erfüllen zu können, dürfen Gemeinden allerdings keine abgeschotteten Inseln sein. Neue Formen der Kooperation und der Bündelung von Kräften sind unvermeidbar, wenn wir uns heute darauf einstellen, dass wir aufgrund der demographischen Entwicklung eine zahlenmäßig kleinere und finanziell ärmere Kirche werden. Neben einem stabilen Basisangebot vor Ort sind ein vernetztes Miteinander und gemeinsam erarbeitete Schwerpunkte angemessen, um zielgruppenorientiert und milieuverknüpfend Kirche gestalten zu können. Jede Region wird vor der Aufgabe stehen, anhand einer sorgfältigen Analyse selbst zu verantworten, mit welchen Strukturen sie diese Herausforderungen am besten angehen will.

Sechstens:
Priestertum aller Glaubenden. Wir werden in unserer Kirche dem Ehrenamt, dem freiwilligen Engagement, eine neue Bedeutung, einen neuen Rang und eine neue Würdigung zuteil werden lassen. Betont man dies freilich in Zeiten der Finanzknappheit, so liegen Missverständnisse nahe: Um die Einschränkung beruflicher Mitarbeit zu verharmlosen, werde die Ehrenamtlichkeit wieder entdeckt; und zum Teil ist dieser Einwand auch berechtigt. Doch darf er uns den Zugang zu der elementaren Einsicht nicht verstellen, dass durch die Taufe alle Glieder der Kirche zur aktiven Teilhabe, zur Mitarbeit und zur Mitverantwortung berufen sind. So wichtig hauptamtliche Mitarbeit in der Kirche ist: Die Zukunft der Kirche entscheidet sich auch an der Frage, ob und wie freiwillig Tätige sich mit dem Glaubensthema und mit dem Auftrag der Kirche als Institution identifizieren.

Siebtens:
In ökumenischer Weite protestantisches Profil gewinnen. Als Protestanten betonen wir: Quelle menschlicher Freiheit ist Gottes Wort, gelesen aus der Heiligen Schrift, entfaltet in der Predigt, gesungen in den Liedern der Gemeinde. Wir achten das Individuum, und wir orientieren uns am Gewissen der Einzelnen. Protestanten glauben aufgeklärt, sie haben Mut zur Zeitgenossenschaft und lassen Raum für unterschiedliche Frömmigkeitsstile. Immer deutlicher zeigt sich mir die Notwendigkeit, innerprotestantisch, aber auch im ökumenischen Dialog, eine Kultur zu entwickeln, in der Einheit und Differenz, auch Einheit und Vielfalt, nicht gegeneinander ausgespielt, sondern in ihrer Wechselseitigkeit wahrgenommen werden. Ich meine, dass die unterschiedlichen Profile der christlichen Konfessionen der Einheit der Kirche nicht im Wege stehen. Geschwisterliche Vielfalt, einander ergänzende, korrigierende und bereichernde Pluralität gehören konstitutiv zum Wesen der Kirchengemeinschaft und sind sogar Voraussetzung lebendiger Einheit. Ziel der Ökumene kann nur die Gemeinschaft unterschiedlicher Kirchen sein, die sich nicht wechselseitig abwerten, sondern sich am eigenen Reichtum sowie am Reichtum der Anderen freuen. Die Kirchen brauchen die jeweils anderen Kirchen, um ganz und vollständig werden zu können. Deshalb plädiere ich für die Umkehrung der Beweislast hinsichtlich der ökumenischen Zusammenarbeit: Begründungspflichtig ist, wenn diese unterbleibt, nicht, wenn sie stattfindet!

Als Fazit halte ich fest: Die evangelische Kirche behält ihren Ort und ihre Funktion in der Mitte der Gesellschaft. Sie wirkt umso überzeugender, als man uns nach innen wie nach außen spürt, dass wir selber von der Zuversicht getragen sind, die wir Anderen weitersagen. Diese Zuversicht erwächst aus der Gewissheit, die Martin Luther folgendermaßen formuliert hat: „Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen. Unsere Nachkommen werden's auch nicht sein; sondern der ist's gewesen, ist's noch und wird's sein, der da sagt: ‚Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.'"